

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 36

Sonntag den 6. September

1914

Zum Tode des Papstes Pius X.

Ich sehe Dich vor mir in dem weißen Gewande mit dem unendlich gültigen, lächelnden Ausdruck, mit dem der Zeit in die Ewigkeit vorausseilenden Blick, die feine Hand erhoben und die Lippen zum Segnen geöffnet! Tausende knien vor Dir, dem Statthalter Christi, dem Mittler zwischen Welt und Himmel, die Seelen sehrend bereit, den Tau von himmlischen Gefilden inbrünstig zu empfangen. Nun bist Du nicht mehr! In einer schweren Zeit bist Du, erdenmüde, heimgegangen.

Du, der nur Gedanken des Friedens dachte: an deinem späten Abend zog über die schneegekrönten Höhen jenseits der ewigen Stadt die tränengesättigte Wolke des Krieges herauf. Blitze des Hasses jagten ihre zündenden Pfeile über die Meere, die das Land umspülen. Der Klageschrei der Getretenen löste feuerfarbene Empor. Volk stand auf wider Volk, und Reich wider Reich.

Du, der nur Gedanken des Friedens dachte: Du hörtest den Racheruf nach Recht und sahst, wie er die Wälfstätt blutig färben mußte. Du sahst den blassen Reid, wie er, ein feiges Knochengescheiß, mit der Sichel durch die blühenden Länder ging und heimtückisch wegmähte, was Früchte versprach. Da sind Deine Augen dunkel und Deine Hände kraftlos geworden.

Ich sehe Dich vor mir, wie der schwere Purpurmantel Deine Schultern umwallt.

Dein Körper sinkt unter dieser Last; aber Dein weitschauender Geist hat Gewaltiges aufgebaut: eine Welt des Friedens, die nie vergeht. Mannhaft und wie ein Held hast Du gebaut, einer ganzen Welt zum Trost! Obgleich Millionen mit dem Turmbau zu Babel drohten und Tausende Dein geheimnisvolles Reich mit bedenklichem Kopfschütteln mißverstanden. Du hast gebaut gegen eine Welt von Feinden, und Du hast nicht umsonst gebaut! Du hast den unendlichen Sieg gesehen, und dieser Tag muß Dich froh gemacht haben. Dieser Tag, an dem Du eine Welt mit Waffen rüstetest, Kinder und Frauen, Männer und Greise, Gerechte und Sünder, dieser Tag, der ihnen

nach langer Wüstenwanderung wieder das „tägliche Brot“ gab, die wunderbare Zehrung auf der Reise, die übermenschliche Kräfte auslöst und den Schwachen mit Löwenmut besetzt.

O seliger Tag — wie wird er in die Nacht Deines Todes mit verklärendem Glanz hineingeleuchtet haben!

Kampfesmüde bist Du heimgegangen, aber sieggekrönt nach einem langen, langen Arbeitstag. Wie wirst Du oben reiche Ernte halten, wenn die Scharen einzichen, die es alle Dir verdanken, daß das Brot des Lebens auch ihnen zur Unsterblichkeit half, die, ob sie gleich wandelten mitten im Todeschatten, doch nichts Ableses zu fürchten brauchten!

Der Tag Deiner Heimkehr wird Dein seligster sein; lächelnd konntest Du Abschied nehmen. Wie ein Triumphator der Friedensgedanken wirst Du Deinen Einzug halten.

Dein Hingang ist wie ein zögernd verlöschender goldener Abend; unter Deiner Sonne sind die köstlichsten Früchte für den Garten Gottes gereift; nun wecht das verbäuernde Abendrot in uns die selige Gewißheit, daß Du einem herrlicheren Tag jauchzend entgegeneilst. Dein Sterben war Dein hohes Fest. Wie uns das scheidende Licht mit leiser Wehmut erfüllt, die aber doch von tiefer Freude überstrahlt wird, so stehen wir auch an der Bahre der Heiligen mit einem Hymnus der Freude auf den Lippen. Nun

lässest Du, o Herr, Deinen Diener in Frieden fahren, denn seine Augen haben Dein Heil gesehen.

Du schaust vom Himmel her über die Länder, Meere und Völker. Dein katholisches Herz umfaßte alle in hoher Liebe. Du siehst uns blutig kämpfen um unser Recht und unsere Freiheit, die die Blüte unseres Glaubens bedingt.

Der Du Deine Hand so oft zum Segnen hobst, segne, die Du als Waisen in einer Welt des Streites gelassen!

M. D.



Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der langersehnte Bescheid vom Patentamt, bei dem Stralau seine endlich fertige neueste Erfindung angemeldet hatte, war nun eingetroffen. Und das sollte eine neue ihn völlig niederschmetternde Enttäuschung sein für den in letzter Zeit so hartgeprüften Mann: Gerade in diesen Tagen, so schrieb man ihm, sei in London eine ganz ähnliche Erfindung patentiert worden. Ein Ingenieur namens Friedrich Stern habe einen Motor für Flugzeuge hergestellt, der genau das selbe leiste wie der von ihm erfundene, aber in seiner Konstruktion noch wesentliche Vorzüge gegen diesen besitze, vor allem weit haltbarer und noch etwas leichter sei. Aus der beigelegten Nummer einer englischen Zeitschrift für moderne Technik ersah der enttäuschte Kommerzienrat denn auch, daß wieder einmal ein fremder Mensch genau denselben Gedanken wie er selber gehabt hatte. Das war ja doch sein eigener Motor, der da beschrieben wurde. Zu den Verbesserungen würde er ganz bestimmt auch gelangt sein, wenn er ihn nur erst einmal praktisch ausprobiert hätte. O, welch ein harter Schlag! Gerade wie damals, als das Telegramm mit der Hiobspost von dem schweren Geldverlust eingetroffen war, stürzte er auch heute völlig von Sinnen heim. Und Adalbert von Miller, der gestern von seiner Reise zurückgekehrt war, sah ebenfalls wie an jenem Unglückstage



Prinz Adalbert von Preußen, der dritte Sohn des deutschen Kaiserpaares, verlobte sich am Tage der Mobilmachung mit der Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen. Der Prinz ist Kapitänleutnant auf dem kleinen geschützten Kreuzer Adm. Seine Braut ist eine Enkelin des verstorbenen Herzogs Georg von Meiningen.

unterziehen müsse. Geschähe das nicht, so könnte völlige geistige Umnachtung die Folge sein.

Der Assessor hatte sich stillschweigend davongemacht, ohne seiner Braut, die in Tränen aufgelöst da stand und ihn nicht mehr zu kennen schien, in ihrem Schmerz Lebewohl gesagt zu haben.

„Jetzt ist es entschieden,“ sagte er verzweifelt zu sich selber auf dem Heimwege. „Diese Erfindung hätte Stralau herausreißen



und seinen schweren Verlust wettmachen können. Es ist vorbei, sein verblähter Ruhmesstern wird niemals wieder im alten Glanze leuchten. Bei seinen zerrütteten Nerven rafft er sich zu keiner bedeutenden Erfindung mehr auf. Jüngere, weit-sichtigere Männer schreiten über ihn hinweg, bald hat man ihn vergessen und wirft seine vor einem Jahrzehnt noch so viel bewunderten Maschinen und Motoren sämtlich zum alten Eisen. Sollte er in nächster Zeit die versprochene Mitgift auszahlen, so wäre er einfach fertig. Der Konkurs ist vielleicht ohnehin nicht zu vermeiden. Noch ein Jahr dieser Krebssgang, und der stolze Kommerzienrat Stralau muß davon. Also zaudere nicht; die Verlobung wird aufgehoben, schon morgen, oder doch in den nächsten Tagen. Das Messer sitzt Dir an der Kehle. Mindest Du nicht umgehend eine Reiche, dann bleibt Dir nichts anderes übrig, als vor Deinen Gläubigern über den großen Teich zu retirieren. Verdammt Sache! Aber es ist nun mal nichts daran zu ändern.“

Am nächsten Tage erschien Adalbert denn schon zeitiger als gewöhnlich in der Villa und traf Ella allein an, was ihm sehr angenehm war. Sie sah übernächtigt aus und schaute ihn un-

sagbar traurig an mit ihren rotgeweinten Augen, deren Glanz, ihn sonst entzündet hatte.

„Nun, wie steht es, mein Herz?“ fragte er in einer nur zu schnell wieder verschwindenden Aufwallung von Mitleid, nachdem er einen Kuß auf ihre blasser Wangen gedrückt und ihre Hand ergriffen hatte.

„Ach, Adalbert, über unserm Hause schwebt ein finsternes Verhängnis,“ seufzte sie. „Ich bin todunglücklich. Mama wird diese ständige Aufregung, diese furchtbare Sorge nicht lang mehr ertragen bei ihrem Herzleiden. Und Papa —“

Tränen ersticken ihre Stimme. Sie vermochte den Satz nicht zu vollenden.



Zum ersten deutschen Sieg über die Franzosen: Panorama von Mühlhausen i. G.

bei den beiden Damen und wurde abermals Zeuge einer überaus aufregenden Familienszene. So konnte der Schmerz über eine gescheiterte Hoffnung eben nur einen hochgradig nervösen Mann von Stralau's krankhafter Ehrsucht treffen. Wie ein Tollwütiger benahm er sich, alles schien er vernichten zu wollen, was ihm in die Hände fiel. Gattin und Tochter, Adalbert, das Gesinde, niemand war seines Lebens sicher vor dem Rasenden. Der brummige Diener Christian allein, der seinem Herrn an Körperkraft noch überlegen war, wagte sich in seine Nähe, und ihm gelang es durch seine eiserne Ruhe, schließlich auch den Tobenden zu beruhigen.

Zwei Ärzte erschienen, und beide stimmten darin überein, daß sich der Bedauernswerte unbedingt noch einer Kur im Sanatorium

sagbar traurig an mit ihren rotgeweinten Augen, deren Glanz, ihn sonst entzündet hatte.

„Nun, wie steht es, mein Herz?“ fragte er in einer nur zu schnell wieder verschwindenden Aufwallung von Mitleid, nachdem er einen Kuß auf ihre blasser Wangen gedrückt und ihre Hand ergriffen hatte.

„Ach, Adalbert, über unserm Hause schwebt ein finsternes Verhängnis,“ seufzte sie. „Ich bin todunglücklich. Mama wird diese ständige Aufregung, diese furchtbare Sorge nicht lang mehr ertragen bei ihrem Herzleiden. Und Papa —“

Tränen ersticken ihre Stimme. Sie vermochte den Satz nicht zu vollenden.

„Wann wird Papa nach Aussage der Ärzte wieder soweit hergestellt sein, daß sich klar und vernünftig mit ihm sprechen läßt?“ fragte er dann nach längerem Schweigen.

Sie zuckte die Schultern und konnte ihm keine Antwort darauf geben. Aber sie erschraf vor seinem finstern Gesichtsausdruck und stotterte, während ein feines Rot in ihre Wangen stieg: „Wolltest Du — geschäftliche — Dinge mit ihm besprechen, Adalbert? O, sage es mir ganz offen. Ich vermute so etwas.“

„Geschäftliches? — Nein, da bist Du arg im Fertum, mein Kind,“ erwiderte er mit einem ironischen Lächeln. „Es handelt sich um etwas überaus Wichtiges, etwas, das Dich sowohl angeht wie mich, vor allem aber Deinem Papa selber. Da Du verlangst, daß ich offen zu Dir spreche, so sei es. Vielleicht ist es ja auch besser, Du erfährst aus meinem Munde schon heute, was Du von andern doch nur zu bald hören wirst. Also sei stark, mein Liebling, trockne Deine Tränen und höre mir ganz ruhig zu: Um einen Verdacht handelt es sich, um einen ganz abscheulichen Verdacht. Die böse Welt traut Papa — ein Verbrechen zu.“

„Herr im Himmel — ein Verbrechen? Was soll es sein? Adalbert, foltere mich nicht! Ich will alles ganz genau wissen,“ fuhr sie ihm mit entseiztem Antlitz ins Wort.

„Nur ruhig, Ella. Laß mich doch weiter sprechen: Also der gemeine Stadtklatsch beschäftigt sich schon in einer Weise mit dem plötzlichen Verschwinden des Obergeringenieurs Reuth, die mich zwingt, Deinem

nem Papa Mittheilung davon zu machen, sobald er sich einigermaßen erholt hat und von ihm zu verlangen, sich vor der Welt zu rechtfertigen. Du kannst Dir denken, wie sehr auch ich unter so einem Gerücht zu leiden habe, wie es meinem Ruf, unter Umständen meiner ganzen Karriere Schaden kann.“

„Nein Adalbert, das kann ich mir nicht denken,“ rief sie mit klangloser Stimme und unheimlich weit aufgerissenen Augen aus. „Du selber hast, da Papa sich nicht verteidigen kann, die Verpflichtung, für seine Ehre einzutreten. Wer wagt es denn, so etwas Entsetzliches zu behaupten? Bestimmt geht das doch vom feindlichen Lager aus.“

Wieder erschien ein zynisches Lächeln auf seinem Gesicht. Es schien ihm Vergnügen zu bereiten, sie zu martern:

„So, das meinst Du also? O nein, Ella, die Sache liegt denn doch nicht so, daß ich mich als Ehrenretter aufspielen könnte, ohne meine eigene Ehre dabei preiszugeben. Selbstverständlich traue ich Papa ein so ungeheuerliches Verbrechen ebensowenig zu wie Du und Mama. Aber es sprechen in der That sehr belastende Momente für seine Schuld, sodaß ich stark befürchte, Ihr werdet es bald mit der Staatsanwaltschaft zu tun kriegen. Es wird Dir bekannt sein, welch gespanntes Verhältnis zuletzt zwischen Papa und seinem Obergeringenieur bestand. Du hast auch aus seinen Fieberreden entnehmen können — so gut wie ich —, daß er sich von Reuth schwer geschädigt glaubte und den Mann darum hasste. Nun soll er an jenem Sonntagabend in größter Aufregung aus der Fabrik fortgelaufen sein, um Reuth aufzusuchen. In der Nacht sah man dessen Leiche im Strom. Auf der Höhe, nicht fern dem Mühlental, muß der Unglückliche abgestürzt — oder gewaltsam hinabgestoßen worden sein. Das ist bekanntlich schon längst festgestellt worden. Und jetzt wird behauptet, der Gastwirt Schiffmann, dessen Aufenthalt zur Zeit nicht zu ermitteln ist, wisse ganz Positives über das grausige Drama. Und der Mann soll unlängst hier bei Papa gewesen sein, gewagt haben, ihn einen Wegelagerer zu nennen und von ihm — so behauptet die böse Welt! — eine sehr erhebliche Summe Schweigegeld erhalten haben.“

„Bitte — höre auf!“ hauchte Ella, sich an der Stuhllehne festhaltend, um nicht zu Boden zu sinken. Das ganze Zimmer drehte sich im Kreise um sie herum, ein Schwindel hatte sie gepackt, sie wußte nicht mehr, wo sie sich eigentlich befand, ob der Mann mit

dem scheußlichen Lächeln auf dem verzerrten Gesicht wirklich ihr Verlobter sei, oder ein wildfremder Mensch, der sie vernichten wollte.

„Aber liebe Ella, so fasse Dich doch nur! Was ich Dir hier erzähle, ist Stadtgespräch. Darum eben muß Dein Vater sich selber äußern dazu. Nur er allein kann sich reinigen von dem Verdacht. Ich kann nichts für ihn tun. Du mußt das doch einsehen.“

Und sie sah es ein. Des Fiebernden Worte, denen sie damals so wenig Bedeutung beigelegt, tönten ihr auf einmal wieder in den Ohren; was Christian erlauscht haben wollte, als Schiffmann da war, fiel ihr ein, und ein grausiger, nachtschwarzer Abgrund gähnte auf einmal vor ihren Augen. Der Mann dort, dessen falsche Augen, sie unverwandt anstarrten, der ihr ewige Liebe und Treue geschworen, würde sie nicht beschützen vor dem Sturz in diesen Höllengrund. Das wußte sie. Wer sollte denn helfen und raten? Ach, das arme, franke Mutterherz schlug ja noch. Vielleicht fände sie Ruhe an ihm.

Aber nein, nein, nur der Mama nichts sagen davon! Das wäre ihr Tod. Sie fühlte sich ja doch ohnehin schon so schwer leidend. Wenn Werner noch da wäre! Sie hatte keine Seele, die mit ihr fühlen könnte.

Wie das brauste und wogte, und brandete und tobte um sie herum! Ein Orkan schien entfesselt am heiteren Maientag. Alle

Blüten riß er fort, alle Blumen knickte seine rauhe Gewalt. Es war ihr, als müsse der Erdball in Trümmern stürzen. Wie aus weiter, nebelgrauer Ferne hörte sie Adalberts Stimme nur noch, als er jetzt wieder sprach:

„Ich sehe, Ella, meine Worte haben Dich gar zu sehr aufgeregt. So fasse Dich doch nur. Dein Papa wird sich ja bestimmt rechtfertigen können. Gehe zu ihm. Vielleicht ist er bei klaren Sinnen. Ich muß leider fort jetzt; ich erhielt heute die Nachricht von zuhause, daß in meines Vaters Befinden eine Verschlimmerung eingetreten sei. Er möchte mich gern bei sich wissen. — Adieu, mein Schatz!“

„Ach, Adalbert, Deine Liebe

ist niemals echt gewesen!“ schrie sie leidenschaftlich, sich mit der Geberde des Abscheues von ihm wendend. „Du bist falsch! Wenn Du mich liebtest, dann würdest Du ganz anders sein in dieser Stunde. Nur an Dich allein denkst Du, das fühle ich.“ —

Damit wandte sie hinaus und ließ ihn allein im Zimmer. Ein paar Minuten starre er die Tür an, durch die sie entwichen war, und noch einmal empfand er eine Regung von Mitleid. Doch dann raffte er sich zusammen und murmelte vor sich hin: „Sie ist schön, wunderbar schön auch in ihrem Schmerz. Aber es ist aus. — Für Dich ist sie abgetan. Du hast ja jetzt Gründe genug, die es vor der Welt entschuldigen, wenn Du mit ihr, mit diesem Hause brichst.“ — Und er ging. —

Vier Tage später traf ein Brief von des Assessors Hand ein. An Frau Kommerzienrat Stralau war er adressiert, und arglos übergab ihn die Zofe der Leidenden. In kalten klaren Worten teilte ihr Adalbert von Müller die Gründe mit, die ihn leider zwingen, seine Verlobung mit Ella als aufgehoben zu betrachten.

Da wußte auch sie es, was man ihr liebevoll hatte verbergen wollen: in welchem ungeheuerlichen Verdacht ihr Gatte stand. Wie ein Keulenschlag traf sie das Schreckliche, und des Todes engels schwarze Fittiche rauchten durchs Zimmer, seine eisigkalte Hand reckte sich nach ihrem Leben. Daß die Kräfte dennoch vorüberging, vermochte der Arzt nicht zu begreifen.

7. Kapitel.

Fertig zum Aufstieg lag jetzt der neue Einbader mit dem großartigen, alle bisher existierenden weit übertreffenden Motor in der Londoner Flugzeughalle, und hei te sollte der erste Probeflug



Österreichische Infanterie im Anschlag.

beginnen. Alles sprach von dem unscheinbaren Manne, dem der große Wurf gelungen war, der berufen schien, dem Flugwesen ganz neue Bahnen zu erschließen, alles feierte den Ingenieur Friedrich Stern, den keiner genauer kannte, der urplötzlich auf der Bildfläche erschienen war und nun wie ein Held da stand auf stolzer, von niemandem noch erreichter Höhe. Und die Erwartungen aller Sachverständigen wurden durch die erste Flugleistung noch bei weitem übertroffen. Stern war der Mann des Tages. Für die nächste Woche plante er nun einen Fernflug über den Kanal nach Hannover, Berlin, Kopenhagen, Hamburg und von dort zurück nach London. In seinem Siegestaumel achtete er der Gefahr nicht, daß man seinen wahren Namen und seine Herkunft gar leicht entdecken könnte, daß sein Ruhm dadurch eine empfindliche Einbuße erleiden möchte. Was nur menschenmöglich war, sich ein anderes Aussehen zu verleihen, hatte er ja freilich getan: der schwarze Vollbart war verschwunden, das Haar trug er kurz geschoren, eine dunkle Brille verbarg die Augen, die niemand so leicht vergaß, der einmal in sie geschaut. Freilich, die kleine schmächtige, unansehnliche Gestalt konnte er nicht ändern. Nun, er vertraute auch in dieser Hinsicht seinem Genie und seinem fabelhaften Glück, auf die er sich bisher im Leben noch immer hatte verlassen können.

Der große Tag war gekommen. Schon stand der Flieger in seinem Pilotenanzug bereit, um mit dem Auto nach dem Flugplatz zu fahren, wo seiner bereits eine vieltausendköpfige Menschenmenge harter. In einer Stunde sollte der Aufstieg ja vonstatten gehen. Da wurde ihm noch ein Brief überbracht. Die etwas

ungeschickte Handschrift der Adresse verriet ihm sofort den Absender: Schiffmann, den Wirt vom Bergfelder Mühlental. Unwillkürlich stieß er einen Fluch aus und murmelte vor sich hin, während seine Miene sich verfinsterte: „Das ist ein fatales Vorzeichen! O, dieser erbärmliche Kerl — hättest Du den nicht auf dem Halbe!“ — Hastig riß er den Umschlag auf und las:

Lieber Freund!

„Ich hoffe, daß Sie mich in Ihrem großen Glück, von dem ich durch die Zeitungen erfuhr, nicht vergessen haben. Hatte lange schon ein Lebenszeichen von Ihnen erwartet. — Erwinnern Sie sich noch des Versprechens, das Sie mir in Ihrem ersten Brief gaben? Ich würde Ihnen für ein angemessenes Geldgeschenk sehr dankbar sein, da ich mich in großer Not befinde. Unser Plan ist vorzüglich gelungen, wie ich Ihnen schon früher schrieb. Vorläufig befindet sich St. ja noch in einem Sanatorium. Sobald er daraus entlassen ist, wird die Polizei ihn wohl anderweitig unterbringen. Mit seinem Werk geht es täglich mehr zurück. Der noble Schwiegersohn ist auch abgedampft. Das dürfte Sie interessieren. Aber nun vergessen Sie den Mann nicht, in dessen Hand es liegt, Ihnen Ihren ganzen Ruhm zu vernichten. Der Kommerzienrat ist und bleibt ja doch in Wahrheit der Erfinder Ihres vielgerühmten Motors. Sollten Sie undankbar gegen Ihren alten Freund sein, so könnte ich leicht einen Toten wieder lebendig machen. Und die Folgen davon werden Sie sich ausmalen können. Schicken Sie mir also umgehend einen Gelbbetrag an die Ihnen bekannte Adresse.“

In treuer Freundschaft
Ihr alter Gefährte.“

„Master Stern, es sind zehn Minuten nach neun Uhr!“ mahnte der Chauffeur.

„Ich komme schon!“ Damit ließ Meyth den Bettelbrief, der ihm die gute Laune gehörig verdorben, in seiner Brusttasche verschwinden und rannte auf die Straße.

Mit lautem Jubel begrüßte die dichtgebrängte Masse den Helden der Luft, als dieser nun pünktlich auf die Sekunde an der Flughalle erschien. Dieser und jener, den er kannte, drückte ihm die Hand und wünschte ihm eine gute Fahrt; hier und da stand auch ein Rivale mit scheelem Blick und sauerstüchem Lächeln. Der Flieger nicht verbindlich nach allen Seiten und wünschte nur, erst aus dem Trubel hinaus zu sein, der ihm heute weit mehr als sonst auf die Nerven fiel. Schon sah er sicher in seiner neuartigen Flugmaschine, der Motor setzte sich knatternd in Bewegung, das Surren

des Propellers begann und in der nächsten Minute glitt der Eindecker in einer Höhe von dreißig Meter über den Flugplatz dahin. Immer ferner klang der brausende Zuruf der Menge an des Gefeierten Ohr, immer mehr verschwanden die Umrisse von Menschen und Gebäuden, und bald lag die Riesenstadt tief, tief unter ihm, klein und unbedeutend wie ein Kinderspielzeug. Eine Dunstschicht verhüllte sie bald gänzlich seinen Augen. Da die Luft weiter oben wunderbar klar war, so ging der Flug leicht und glatt vonstatten, und der Pilot durfte neuer Vorbeeren gewiß sein.

Durch die Straßen der Residenzstadt Kopenhagen schlenderte gesenkten Hauptes und in tiefe Gedanken versunken an einem schwülen Juliabend ein junger, blasser Herr von hoher, schlanker elastischer Gestalt. Es war Werner Falte, der seit einem halben Jahr in der Flugzeugfabrik als Ingenieur tätig war und sich der größten Liebe und Achtung aller seiner Vorgesetzten und Untergebenen erfreuen durfte. Seine hervorragenden Leistungen wurden voll gewürdigt, sein Gehalt war die letzten Monate verhältnismäßig schon recht hoch, und man prophezeite ihm eine glänzende Zukunft bei seinen Gaben und seinem eisernen Fleiß. Aber trotz alledem sah man diesen seltsamen jungen Ausländer fast niemals mit heiterer Miene. Es mußte ihn irgend etwas Schweres bedrücken, über das er sich auch guten Freunden gegenüber bisher noch nicht ausgesprochen hatte. Und so war es auch. Das Heimweh nagte ihm am Herzen. Immer wieder trug die Sehnsucht in einsamen Stunden seine trüben Gedanken hinüber an jene ferne Stätte, die er nicht mehr schauen durfte, die ihm



Der Theaterplatz in Lübeck.

einst zum Paradies geworden war und aus der ihn eines grauenhaften Schicksals Wille verbannt hatte. Wie oft gedachte er des geliebten Mädchens, der seligen Stunden ihrer gemeinsam verlebten Kindheit! Und dann stand immer wieder Dunkel Wilhelms zornbebende Gestalt vor ihm, er hörte dessen harte, beleidigende Worte und das weiche Gefühl der Sehnsucht wich bitterem Groll.

„Nein, nein, nur nicht abhitten und wirklich wie ein reuiger Sünder heimkehren!“ rief dann eine Stimme in ihm. „Du wärst jetzt nur im Wege. Man hat Dich ja doch fortgeschafft, damit Du Elsas Glück nicht hindern solltest. Das war der Hauptgrund. Darum das unerhörte Verlangen, Du sollest niemals an sie schreiben. Und nun hat sie das Glück gefunden. Also bleibe, wo Du bist. Sie sah ja doch selber ein, daß der Professor ein geeigneterer Gatte für sie ist als Du, der einfache Ingenieur, der angenommene Betteljunge. Warum findest Du Dich nicht endlich mit dieser Tatsache ab?“

Es nützte alles nichts, das Heimweh kehrte dennoch immer wieder. Und heute, an diesem gewitterschwülen Juliabend, war es besonders groß. Ein Brief machte das, den er von einem guten Bekannten aus Bergfeld erhalten hatte. Der ehemalige Schulfreund mußte ihn über alles auf dem Laufenden halten, was daheim passierte. Von ihm hatte er auch vor einiger Zeit von Ellas öffentlicher Verlobung mit dem Professor von Müller erfahren. Nun also schrieb ihm Theodor Schwarz — so hieß der junge Mann —, daß der Kommerzienrat sich zum zweitenmal in einem Sanatorium befinde, da er große Verluste erlitten habe, die seine Nerven völlig zerrüttet hätten. Auch seine Gattin liege

schwertraut darnieder. Sie wurde bereits tot gesagt. Fräulein Ella Verlobung aber sei aufgehoben. Man munkelte schlimme Dinge: Stralau stehe im Verdacht, seinen Oberingenieur Reuth, der wichtige Geschäftsgeheimnisse der Konkurrenz verraten habe, im Streit erschlagen und in den Strom geworfen zu haben. Ob etwas Wahres daran sei, wisse er nicht. Gerichtliche Untersuchung stehe bevor. Zeuge der Tat soll der frühere Besitzer der Mühlen-schenke sein. Man bemühe sich eifrigst, dieses Menschen habhaft zu werden.

Kein Wunder also, daß Werner an diesem Abend wie geistes-abwesend durch einsame Straßen wandelte und nichts von dem, was um ihn her geschah, sah und hörte. Nun wollte er heim, auf alle Fälle. Soviel stand fest bei ihm. Aller Groll war dahinge-schwunden, innigstes Mitleid allein erfüllte sein Herz. Das Un-recht, das Onkel Wilhelm ihm getan, so sagte er sich zu dieser Stunde, stehe jedoch in gar keinem Verhältnis zu den unzähligen Wohltaten, die er, der arme Waisenknaube, in seinem Hause ge-nossen. Und die gute, mütterliche Tante Amalie! Was sie wohl litte unter dem Unglück des Gatten, unter dem grausamen Ver-dacht! Wieviele Tränen wohl Ella vergossen haben mochte in diesen Tagen! O, der erbärmliche Kerl, der sich treulos von ihr gewandt! Ja, er hatte dem Assessor nie so recht getraut. Und Reuth tot — Onkel Wilhelm im Verdacht, ihn umgebracht zu haben? —

„Nein, nein, einer solchen Tat ist Dein Pflegevater denn doch nicht fähig!“ sagte er in lebhaftem Empfinden zu sich selber. „Es müßte denn sein, daß der Schurke ihn aufs äußerste

daß eine Grafenkrone mehr wog, als seine fünfzadige Baronen-krone.

Der Graf aber schielte mißvergnügt auf seinen Nebenbuhler, wenn er sich um einige Grad zurückgesetzt fühlte, und das war dann der Fall, wenn Miß Rose mit Baron Cleß Tennis spielte.

Graf Rosenbergs konnte diesem Sport nichts abgewinnen, Baron Cleß dagegen war ein vorzüglicher Partner in diesem Spiele.

Der Graf sagte sich, daß Cleß bei dieser Gelegenheit seine schönen, männlichen Formen zur Geltung bringen konnte, aber was half es? Er mochte nicht mittun, er war doch nicht hierher gekommen, um Tennis zu spielen, sondern um sich von dem Sturze vom Pferde völlig zu erholen. Eigentlich hatte er ja die Absicht gehabt, an den Gardasee zu gehen, aber da er Tante Sidonie versprochen hatte, sie hier zu besuchen, so war er erst hierher ge-fahren und blieb nun in den Banden dieser schönen Amerikanerin hängen.

Vormittags, wenn Cleß Dienst hatte, hatte er Miß Aberdeen für sich, allerdings schlief sie ja bis in den hellen Mittag hinein, so blieb ihm wenig Zeit, mit dem schönen, reichen Mädchen ins Reine zu kommen, und schließlich konnte man die Festung auch nicht im Sturme nehmen.

Das Gespräch war weder anregend, noch interessant, denn erstens sprach Miß Rose die deutsche Sprache nicht fließend, zweitens beherrschte auch er die englische Sprache sehr schlecht; er war sehr im Zweifel, ob die hübsche Amerikanerin einen stil-vollen Antrag überhaupt zu würdigen verstanden hätte.

„Wie haben Miß geruht? Schönes Wet-ter heute! Was haben Miß heute vor? Wie ist das Befinden Ihrer Frau Mama?“ so frag-te der Graf jeden Tag. Geistreich war das auf keinen Fall.

Miß Rose antwor-tete stets mit demselben freundlichen Lächeln, zeigte ihre prächtigen Zähne und dann war es Zeit zum Lunch.

Bis jetzt hatte we-der Rosenbergs noch Cleß, Zeit gefunden, tiefer in die Seele des jungen Goldfisches zu dringen. Cleß war auch viel zu oberflächlich, zu einer ernsten Konver-sation war er zu leicht-lebig.

„Das sind die Dol-larprinzessen, Mädel aus purem Gold,

Mit Schätzen un-ermessen.“

„sang er wohl zum tau-sendsten Male, seit er Miß Rose kannte.

Miß Aberdeen aber, welche Mitleid

mit den beiden verliebten Herren hatte, stellte ihre Tochter ernst-haft zur Rede.

„Wohin“, sagte die liebenswürdige, immer noch schöne Frau, „wohin soll das führen, Du hältst auch diese beiden Offiziere, die aus den besten Familien stammen, zum Narren, es ist ab-scheulich, abscheulich.“

„Aber Mama, rege Dich doch nicht auf deswegen“, erwiderte Miß Rose lachend, „erstens wollen diese Herren sich gewiß nur mit meinen Millionen vermählen, und da es ohne mich nicht geht, nehmen sie mich, da ich ja nicht häßlich bin, gerne mit in Kauf. Zweitens wüßte ich nicht, wie ich meine Zeit totschlagen sollte hier, als daß ich mir ein wenig den Hof machen lasse.“

„Ein wenig den Hof machen lasse, sagst Du, Du lieber Himmel, die beiden Menschen brennen ja lichterloh, siehst Du denn das nicht?“

„Wohl sehe ich es, aber Mama, das macht mir doch gerade Spaß, und wie gerne würde ich zu dem schönen Kaiserjäger sagen: Sprechen sie mit Mama,“ wenn nicht ein gewisser Herr mir im Wege stünde.“

„Vergiß nicht, daß . . .“

„Nein, nein, ich vergesse nichts“, unterbrach Miß Rose ihre Mutter, „ich lasse es nicht erst so weit kommen, im geeigneten Mo-ment spiele ich die Unnahbare, aber lasse mir noch ein wenig den Spaß, ich verspreche Dir, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen.“ Damit verließ sie den Salon, in dem dieses Gespräch stattfand, um sich in ein kleidsames Sportkostüm helfen zu lassen, denn es war höchste Zeit, um fünf Uhr hatte sie sich mit Cleß ver-



Zur Einnahme Lüttichs: Belgische Infanterie, von der 4000 Mann als Gefangene nach Deutschland gebracht wurden.

gereizt hätte. Aber was Gruse Dir anvertraute und was Du am Abend vor Deiner Abreise noch selber beobachtetest, muß doch nicht bedeutungslos gewesen sein: Reuth und Schiffmann spielten unter einer Dede.“ — — — (Schluß folgt.)

Die Amerikanerin.

Erzählung von Ruth W. H. S. N. B. - B. n.

(Nachdruck verboten.)

Miß Rose Aberdeen, die schöne, schnippische Millionärin, saß breit und träge in einem der bequemen Lehnstühle im Schreib-salon eines der fashionabelsten Hotels von Marienbad.

Ihre Mama, Mrs. Aberdeen genoß die Kur in dem welt-berühmten Bade, ihre Tochter Rose dagegen flirtete und amüsierte sich, wie es ihre achtzehn Jahre, ihre Schönheit und Reichtum verlangten.

Die sich jedoch ernstlich um sie bemühten, waren ein deutscher und ein österreichischer Offizier. Ersterer ein Graf Rosenbergs, von den Gardemusikanten, der zweite Baron Cleß, der bei den Kaiser-jägern stand.

Ihrer Ansicht nach waren ihre Chancen gut; welcher von ihnen der Bevorzugtere war, konnten sie allerdings noch nicht konsta-tieren.

Jedenfalls, dachte Baron Cleß, wird sie den Grafen nehmen. Obgleich er der weitaus hübschere war, kam doch in Betracht,

abredet, um Tennis zu spielen. Mrs. Aberdeen seufzte tief auf, sie wußte ja, ihre eigensinnige und sehr verwöhnte Tochter tat doch, was sie wollte.

Indessen war Miß Rose auf dem Tennisplatze angekommen. Baron Cleß war schon da. Er eilte auf die Antommende zu, küßte ihr die Hand und fragte nach ihrem Befinden.

Heute muß ich es zum Klappen bringen, dachte er, sonst kapert mir der Graf den Goldfisch weg, und dann Adieu Illusionen und Millionen.

In einer Pause als Miß Rose ermüdet auf einer Bank sich niedergelassen, erfah er für sich die beste Zeit, um endlich das Gespräch auf das bewußte Thema zu bringen. Aber wie beginnen? fragte er sich in seinem liebenden Herzen und er seufzte tief. Erstaunt sah ihn Miß Rose an.

„Ach pardon, gnädigstes Fräulein,“ sagte der junge Offizier und sah ihre treuherzig in die wundervollen blauen Augen.

„Warum Sie so seufzen, haben Sie Weh?“ fragte die Miß mittheilig.

„Ich, ich habe Schmerzen hier,“ und er legte seine Hand auf das Herz.

„Ach, ich verstehe, Herzweh, oh, oh, haben sich zu sehr erschauert beim Tennis?“

„Nein, mein gnädiges Fräulein, es ist nicht das, meine Schmerzen entspringen einem anderen Uebel.“

„So,“ machte Miß Rose verständnislos.

„Was soll ich es noch länger verbergen,“ rief Cleß vor Aufregung, „Miß Rose, ich, ich liebe Sie, Sie würden mich zum Glückseligsten der Sterblichen machen, wenn Sie mich er hören würden.“

Lachend sah Miß Rose den Liebhaber an, endlich hatte sie verstanden, was er wollte, aber sie antwortete ausweichend, sie war doch erschrocken über den Antrag. Wenn Mama das erfährt, gibt es Schelte.

„Aber Mister Cleß, warum wollen Sie heiraten, ich kann nicht Sie heiraten,“ sagte sie verwirrt. „Wir waren so gute Freunde, lassen Sie uns Freunde bleiben.“

„Warum können Sie mich nicht heiraten? Sie lieben einen andern?“ forschte er.

Miß Rose war sehr rot geworden, sie wendete ihr Haupt weg, es war ihr peinlich. Plötzlich sprang sie auf und eilte weg.

Also einen Storb, dachte er, und kehrte ebenfalls auf den Tennisplatz zurück. Er war sehr niedergeschlagen, doch sein Stolz ließ es nicht zu, dieses zu zeigen, lustig schwatzte er drauf los mit den anwesenden Herren und Damen und Miß Rose dachte, er hätte das Vorgefallene schon wieder vergessen, so erlaubte sie ihm, sie nach ihrem Domizil zu begleiten und dort verabschiedeten sie sich als Freunde.

Gewiß wird sie den Grafen nehmen, dachte Cleß voll Ingrimm. Mißmutig, niedergeschlagen kehrte er heim. Einige Tage später teilte Miß Rose den zweiten Storb an den Grafen aus.

Gewiß verschmäht sie mich um des Barons willen, dachte dieser, und es war eine wenig kameradschaftliche Äußerung, die er seinem vermeintlichen Nebenbuhler zudachte.

Etwa eine Woche später sah man die Damen Aberdeen in Gesellschaft eines älteren und eines jungen, großgewachsenen, sehr hübschen Amerikaners auf der Promenade dahertommen.

Jedenfalls der Vater und Bruder von Miß Rose, dachten die beiden Kavaliere, als sie den Vieren begegneten.

Und die Gelegenheit kam, wo die beiden Herren erfuhren, daß Herr Aberdeen, den seine Geschäfte so lange drüben festgehalten hatten, erst jetzt zu seiner Familie eilen konnte. Was den jungen Herrn anbelangte, teilte man ihnen mit, daß er der Bräutigam von Miß Rose sei, Me. James Morgan, ebenfalls einziger Sohn eines Millionärs.

Die Verblüffung verdeckten beide sehr gut, als sie diese Botschaft hörten.

Also da liegt der Hase im Pfeffer, dachte Cleß. Graf Rosenberg aber machte sehr bald einer andern Schönheit den Hof, die Liebe zu Miß Aberdeen scheint nicht zu tief gewesen zu sein.

Miß Rose aber hat jetzt nur Augen für James, den sie innigst liebt und so sieht sie nicht, daß der Graf sich bereits getrübt hat...

Die Braut des Todes.

Novelle von H. D e n g a u e r.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Mädchen sah in der Tat wunderhübsch aus. Das gelbe Atlasmieder umspannte knapp die schlanke, geschmeidige Figur mit dem ersten Ansatze knospenhafter Hüfte. Das rote Wollröschchen legte sich in zierlichen Falten um die schmalen Hüften und ließ die wohlgeformten Füßchen in gelben Sandalen stehend sehen. Mutter Barbarina legte ihr um den Hals die doppelreihige Korallenschnur, die ihr einstmalig ihr Seliger als Brautgeschenk gegeben hatte. Außerdem spendete sie noch zwei Silbernadeln, welche in malerischer Weise die goldglimmernden Haarflechten hoch am Hinterhaupte aufstecden, so daß sie wie eine leuchtende Krone über der hohen jugendlichen Stirne prangten.

Nur eine Bitte hatte Mutter Barbarina: Nina möchte sich einmal, vielleicht schon am nächsten Sonntage nach der Kirche bei dem kranken Cecco sehen lassen.

Nina stutzte und verzog das Mäulchen ein wenig.

Die Mutter aber redete ihr zu, sich nicht zu weigern, jetzt, wo doch alles davon abhinge, die Geberlaune Barbarinas nicht zu verschonen. Das sah Nina ein, und sie erklärte sich bereit zu kommen.

Als Nina zur Kirche ging, dachte sie schon voll Grauen an Cecco. Ihre innere Unruhe wuchs von Sekunde zu Sekunde. Sie fürchtete sich und konnte nicht beten. Auch bemerkte sie, daß



Serbische Artillerie auf dem Marsche.

die Blicke aller Anwesenden auf ihr ruhten. Viele schienen sie gar nicht mehr zu erkennen, ihr neues farbenprächtiges Gewand und etwas in ihrem Wesen, etwas Besonderes ließen sie ihnen wie eine Fremde erscheinen. Namentlich die Männer starrten sie mit aufdringlicher Bewunderung an und plötzlich überkam das junge, unerfahrene, armselige Geschöpf die Offenbarung von der Macht weiblicher Schönheit.

In dieser Stunde ward Nina eine andere. Sie fühlte sich nicht mehr als das Kind des armen Mannes, ausgestoßen, zurückgesetzt, nein, sie glaubte sich eine Königin, der man huldigt, deren Reize allmächtig sind. Sie vergaß ihre Furcht vor Cecco und trat ruhig bei Mutter Barbarina ein.

Diese stieß einen Freudenschrei aus, beim Anblick des schönen Mädchens.

„Die Madonna möge Dich segnen, mein Töbchen, daß Du kommst ist ein wahres Freudenfest für meinen armen Cecco. Es geht ihm übrigens heute besser. Vielleicht ist es, weil sein Wunsch Dich zu sehen in Erfüllung gegangen ist.“ Dann führte die Alte das Mädchen bei der Hand in Ceccos Zimmer.

Der Kranke lag im schneeweiß überzogenen Kissen blaß und still. Er regte sich auch nicht, als Nina eintrat, nur die Augen sahen, mit einem gleichsam aus der tiefsten Tiefe hervorbrechenden Märtyrerblick unsäglich traurig nach ihr hin. Nina empfand heute weniger Abscheu vor dem Kranken. Er kam ihr nicht mehr so abstoßend vor, etwas wie Mitleid erfaßte sie; sie vermochte es über sich, näher zu treten und ihre bräunliche, lebenswarme Hand auf

die kalten, mageren Finger zu legen, die auf der Dede ruhten, mattfarben, zart und durchsichtig wie Blumenblätter.

Der Kranke fühlte die Beruhigung, es war ihm plötzlich, als ob die Nähe des geliebten Wesens, ihr süßer reiner Atem, der ihn warm umwehte, schon der Beginn ihres ganzen wonnigen Besitzes sei: ein unendliches Glücksgefühl durchrieselt seinen Körper, er hielt es für die beginnende Genesung und schloß selig lächelnd die Augen im Übermaße seiner Empfindung.

Mina erschrak! Seine Regungslosigkeit ängstigte sie. Nun sah Cecco wieder wie tot aus!

„Bei der Madonna... er stirbt...“ schrie sie angstvoll auf.

Mutter Barbarina lächelte.

„Ängstige Dich nicht mein Täubchen... er wird nicht sterben.“

„Aber er leidet... seht nur... wie es um seine Lippen zuckt... oh... das ist schrecklich zum ansehen...“

„Meinst Du? Und es könnte doch geholfen werden.“

„Geholfen? Wie, Mutter Barbarina? Ihr sagt, es könnte dem armen Cecco geholfen werden und tut es doch nicht?“

„Ich kann es nicht tun.“

„Ist es so schwer?“

„Nein, im Gegenteil, es ist kinderleicht.“

„So spricht, spricht, Mutter Barbarina, spricht.“

„Ein bißchen Liebe könnte ihn retten.“

„Wie, was... Liebe? Habt Ihr ihn denn nicht lieb, Mutter Barbarina?“

„Närrchen, nicht ich, Du sollst ihn lieb haben.“

Mina tritt einen Schritt zurück. Sie ist heftig erschrocken. Man will etwas von ihr, was sie nicht geben kann. Die Mutter

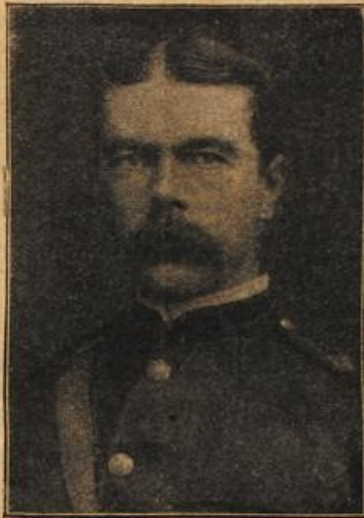
hat ihr zwar eingeschärft, hübsch artig zu sein und sich allen Wünschen zu fügen, aber, den häßlichen, halbtoten Cecco zu lieben, nein, dazu reicht ein guter Wille und kindlicher Gehorsam nicht aus. Mutter Barbarina hat Mina scharf beobachtet. Sie liebt die Gedanken der bestürzten Kleinen von deren erblassenen Gesichtchen ab.

Sie stellt ihre Forderung auch nicht zum zweiten Male, sie nimmt das Mädchen nun an der Hand und führt sie in das obere Stockwerk des Häuschens.

Dort sind in großen, eichenen Truhen die ererbten Schätze der Familie aufgespeichert. Granatschmuck, Ketten, Broschen, Bänder und seidene Kleider, Nieder und Schürzen, alles alt, aber prächtig und gut erhalten. Daneben große Rollen Leinwand, köstliche Klappspitzen, schwellende Federbetten, Hausrat, Geschirr, alles in Hülle und Fülle. Mutter Barbarina läßt auch, wie zufällig, ein Kästchen offen stehen, und die geblendete Kleine sieht einen Haufen Goldstücke darin.

„Das alles ist die Aussteuer für mein Schwiegertöchterchen. Die Madonna möge mir ein ganz armes beschützen... ich habe nicht nötig auf Reichtum zu sehen. Nur hübsch muß es sein und meinem armen Cecco gefallen, so wie Du ihm gefällst, mein Täubchen.“

Mina sagte nichts darauf, sie ist ganz verwirrt. Hastig trinkt sie von dem süßen, dunkelroten Wein, den Mutter Barbarina ihr



Feldmarschall Lord Kitchener,

wurde beim Ausbruch des Krieges zum englischen Kriegsminister ernannt. Er ist bekannt durch seinen Endaufstand und seine Führung im Burenkrieg.



General Joffre,

wurde zum Oberkommandierenden der französischen Kriegsmacht ernannt; er wurde im letzten Jahre vom Zaren ganz besonders ausgezeichnet.

freudenz, ist einige Süßigkeiten und hört nur mit halben Ohren auf all das Geplauder der redseligen alten Frau.

Sie bleibt länger als sie ursprünglich beabsichtigt hatte, sie ist wie betäubt vom schnellen Trinken, von der in der Stube herrschenden dämmerigen Schwüle, von all der geschauten Pracht und von den Reden der Alten, die sie verwirren und ängstigen. „Du mußt Ceccos Frau werden, damit er gesundet. Danke Gott, daß er Dir so eine Aufgabe verliehen hat, Tausende würden sie freudig übernehmen. Ist es nicht herrlich, einem Menschen dem Leben wieder zu geben? Du allein kannst es, Dich liebt er, Dich begehrt er voll Sehnsucht.“

Mina schüttelte den Kopf; sie konnte es nicht fassen, nicht glauben.

„Närrisches Ding, das Du bist, willst Du denn nicht eine Frau werden, willst Du nicht reich, nicht glücklich sein? In Deiner Hand liegt es, mir den Sohn wiederzugeben, von Dir hängt es ab, ob er leben oder sterben wird. Du weißt, ich bin nicht undankbar, Deiner ganzen Familie soll geholfen werden. Das Elend, die Not soll von Eurem Hause weichen. Die Geschwister werden nicht mehr hungern, der Vater wird nicht mehr schelten und die Mutter nicht mehr weinen müssen. Du sollst die Rettung aller sein. Bedenke das. Ich gebe Dir drei Tage Zeit zur Überlegung. Geh jetzt nach Hause und rede mit Deiner Familie.“

Mina ging.



Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch,

ein fanatischer Deutschhasser, der den Weltkrieg über Europa heraufbeschwor. Er ist Führer der russischen Kriegspartei, zugleich aber auch Verräter und Vertranter des ewig hin und her schwankenden Zaren, der ihn zum Oberbefehlshaber des gesamten russischen Heeres ernannte. Verheiratet ist er mit der Prinzessin Miliza von Montenegro.

sentend und zwei goldene Ketten für die Ohren geschickt.

Am zweiten Tage brachte sie selbst einige Körbchen frisches Obst und feines Backwerk, auch einen festen, selbstgeräucherten Landschinken für den Vater mit und lud dabei die ganze Familie für den kommenden Tag zum Essen ein.

Eine Woche darauf wußte es das ganze Dorf, daß Mina Braut geworden sei, Die Braut des Todes!

Es ging gegen Abend!

Die Sonne war eben untergegangen, majestätisch versank ihr glutroter Ball im Meere.

Am Strande standen die Frauen mit ausgeschürzten Röcken, die bloßen Füße tief im weißen Sande stehend, über den die Wellen kamen und gingen. Sie wuschen schäuernd und plaudernd die armseligen bunten Lappen, die ihren Wäschevorrat ausmachten.

Manchmal sangen sie auch dazu mit weicher, eintöniger Stimme Volksweisen von der Liebe Lust und Leid. Mina stand im feinsten Geröll, das den Strand hügelartig umschloß und schaute nachdenklich über das weiße Meer.

Ja, ehemals da war sie auch unter diesen Wäscherinnen und lachte und sang mit. Aber jetzt hatte sie beinahe nichts mehr zu tun. Cecco erlaubte es nicht, daß sie arbeitete. Es wäre auch schade gewesen um die schönen teuren Kleider.

(Fortsetzung folgt.)

Langsam schritt sie die Treppe hinab, langsam betrat sie den Garten, der schon im Schatten lag, denn eine mächtige dunkle Wolke beschattete soeben das Licht der Sonne.

Mina fröstelte.

In der Stube war es so heiß gewesen, das Herz klopfte ihr gewaltig, im Kopfe kreisten ihr die Gedanken wild.

Wie gut, daß ihr die Mutter schon auf halbem Wege entgegen kam.

Sie hatte sich über Minas langes Ausbleiben etwas geängstigt und blickte jetzt besorgt in das bleiche, verstörte Gesicht ihres Kindes.

„Nun, erzähle, Minette, wie war es bei Mutter Barbarina?“

Mina aber schlüpfte voraus in ihr Stübchen, das so kahl und armselig war und so gar nicht mehr paßte zu ihrer reichen Kleidung. „Morgen, morgen, Mutter, will ich Dir alles erzählen. Für heute lasse mich allein.“

Am andern morgen, als Mina in die Wohnstube trat, hatte Mutter Barbarina schon ein apfelgrünes, seidenes, nagelneues Bu-

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Zunwiegend lernt kein Mensch sein Inneres erkennen; denn er mißt nach eigenem Maß sich bald zu klein und leider oft zu groß. Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehrt jeden, was er sei.

*

Es gibt Lichter, die alles bescheinen, nur nicht den eigenen Leuchter.

Tokio eine Zweimillionenstadt. Die letzte Volkszählung hat ergeben, daß die japanische Hauptstadt die zweite Million überschritten hat. Sie zählt 2 033 321 Einwohner, hat also Wien erreicht und dürfte, da in den letzten Jahren ein Wachstum von ca. 80 000 beobachtet wurde, es überflügeln. Das Anwachsen von Tokio beruht auf der Zuwanderung vom Lande. Die Zugewanderten überschwemmen die Hauptstadt, erringen sich die wichtigsten Stellen auf allen Gebieten und drängen die alten Jeddokko, die eingeborenen Tokioer, mehr und mehr in den Hintergrund. Außer Tokio gibt es in Japan nur noch eine Millionenstadt, Osaka, mit etwas über einer Million. Der weite Vorsprung, den Tokio vor allen anderen Städten in Japan hat, bringt auch die im japanischen Volkscharakter liegende Neigung zur Zentralisierung zur Anschauung. Fast alle japanischen Provinzstädte sind in einer Weise von Tokio abhängig wie die französischen von Paris.

Der Krieg und der Staat. In dem Augenblick, wo der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein! muß die soziale Selbstsucht zurücktreten und jeder Parteihaf schweigen. Der Einzelne muß sein eigenes Ich vergessen und sich als Glied des Ganzen fühlen; er soll erkennen, wie nichtig sein Leben gegenüber dem Wohl des Ganzen ist. Darin eben liegt die Höhe des Krieges, daß der kleine Mensch ganz verschwindet vor dem großen Gedanken des Staates; die Aufopferung der Volksgenossen für einander zeigt sich nirgendwo so herrlich wie im Kriege. In solchen Tagen scheidet sich die Spreu von dem Weizen. Jeder, der 1870 erlebt hat, versteht, was Niebuhr vom Jahre 1813 sagt, damals habe er empfunden, „die Seligkeit, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu teilen — und jeder, der es mit Klarheit genoß, wird sein Tageslang nicht vergessen, wie lebend, freundlich und stark ihm zu Mute war“.

Die Kohlenvorräte der Welt. Im letzten Jahre hat man auf Grund neuerer systematischer Studien in allen Ländern der Welt eine genaue Aufnahme aller bisher aufgeschlossenen Kohlenvorräte der Erde veranlaßt. Insgesamt sind so 7339 Milliarden Tonnen nachgewiesen worden, die sich folgendermaßen auf die einzelnen Erdteile verteilen: Australien 170 Milliarden t, Asien 1280 Milliarden t, Amerika 5105 Milliarden t, Europa 784 Milliarden t. In Europa steht Deutschland an erster Stelle. Es entfallen nämlich auf die wichtigsten Länder unseres Kontinents folgende Mengen: Deutschland 423 Milliarden t, Großbritannien 189 Milliarden t, Rußland 64 Milliarden t, Österreich-Ungarn 54 Milliarden t, Frankreich 18 Milliarden t, Belgien 11 Milliarden t. Deutschland würde mit seinem Vorrat noch über 1000 Jahre auskommen, falls seine jetzige Förderung nicht erheblich weiter stiege. Da der gesamte Kohlenverbrauch der Welt zurzeit etwas über 1,25 Milliarden t pro

Jahr beträgt, so könnte man mit dem gesamten Kohlenvorrat noch 7000 Jahre auskommen. Nimmt der Verbrauch aber in dem gleichen Maße weiter zu, wie dieses in den letzten Jahrzehnten der Fall war, so wird schon nach etwa 600 Jahren der jetzt nachgewiesene Kohlenvorrat erschöpft sein. Eine derart riesige Weiterentwicklung der kohlenverbrauchenden Industrien dürfte aber wohl ausgeschlossen sein. Ferner bringt man, zumal in den letzten Jahren, immer vollkommene Feuerungs- und Maschinenanlagen heraus, die mit nur einem Bruchteil der früher benötigten Kohlenmengen die gleiche Energie liefern, so daß also auch auf diesem Wege der Kohlenverbrauch eingeschränkt, oder doch wenigstens der gewaltigen Verbrauchssteigerung Halt geboten wird.

Die Straußenzucht in Britisch-Afrika, Amerika und Australien. Die Aussichten

gefallen. Um diesem Rückgang zu steuern, sind zwei Verordnungen erlassen worden, deren Wirkungen aber erst abgewartet werden müssen. In Britisch-Ostafrika gibt es ungefähr 2000 gezähmte Strauße, von denen im Jahr für etwa 1000 Pfd. Sterl. Federn ausgeführt werden. Die Vereinigten Staaten haben gleichfalls das Bestreben an den Tag gelegt, eine so lohnende Zucht wie die der Strauße einzuführen. Es ist dort ein Bestand von etwa 10 000 Straußen afrikanischer Rasse herangezogen worden, die zurzeit für 42 000 Pfd. Sterl. Federn liefern. Eine Erweiterung der Zucht durch Ankauf von afrikanischem Zuchtmaterial erscheint jetzt ausgeschlossen, denn auch in Afrika ist die Vergrößerung der Zucht auf die eigene Nachzucht beschränkt.

Man muß sich zu helfen wissen. Bibliothekar (der entdeckt, daß in einem alten Ro-



Zur Einnahme Tschentschows durch die deutschen Truppen

Zwei Tage nach Beginn der deutschen Mobilmachung nahmen die deutschen Truppen nach kurzem Gefecht den größten Wallfahrtsort des Volentums, Tschentschow, in Besitz. Die 10000 Einwohner zählende Stadt liegt an der Warthe.

der Straußenzucht sind durch die vor kurzem in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegebenen Gesetze, die die Einfuhr von Federn wilder Vögel verbieten, wesentlich verbessert worden. Unter allen Strauße züchtenden Ländern steht die Südafrikanische Union oben an. In ihr werden 746 736 Strauße gezüchtet, die im Jahre 1913 Federn zu einem Ausfuhrwerte von 2 953 587 Pfd. Sterl. lieferten. An zweiter Stelle folgt Argentinien mit 409 961 Straußen der einheimischen Art (Mandu) und 12 822 Straußen, die aus Afrika stammen. Die Federn des argentinisch-einheimischen Straußes sind minderwertig. Beweis hierfür ist, daß der Verkaufspreis der von allen diesen Straußen stammenden Federn im Jahre 1912 nur 55 455 Pfd. Sterl. betrug. In Ägypten und im Sudan macht sich ein großer Rückgang in der Straußenzucht bemerkbar. Im Jahre 1910 lieferte Ägypten für 27 401 Pfd. Sterl., der Sudan für 25 940 Pfd. Sterl. Straußenfedern. 1912 belief sich der Wert der Ausfuhr in Ägypten nur noch auf 22 871, im Sudan nur noch auf 6551 Pfd. Sterl. und ist 1913 sogar auf 4697 Pfd. Sterl.

man der Schluß fehlt, schreibt unter die letzten Zeilen): usw. Sie kriegen sich.

Eine glückliche Ehe. „Was gedenken gnädige Frau diesen Sommer anzufangen?“ — „Ich mache eine Reise um die Welt.“ — „Und Ihr Herr Gemahl?“ — „Der auch, aber nach der andern Seite.“

Psychologe. „Denk' Dir, ein Mann hat mir den Schirm zurückgebracht, den ich im Konzert stehen ließ.“ — „So. Das spricht für die Ehrlichkeit des Mannes, aber sehr gegen den Schirm.“

Rätsel.

Wer nennt mir das Kloster von festem Stein
Drin wohnen viel schöne Jungfräulein;
Ein eiserner Paladin klopf ans Haus;
Gleich springen drei, vier oder mehr heraus;
Sie tanzen um ihn, sie glühen rot,
Doch tanzen sich alle zusammen bald tot.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Steigekönig.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
T. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Bredebeck & Koenen, Essen (Ruhr).